

**Zeitschrift:** Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift  
**Band:** 17 (1913)  
**Heft:** [20]

**Artikel:** Trewula [Fortsetzung]  
**Autor:** Zahn, Ernst  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-587688>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 08.02.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



Huf Fuorcla Surlej. Aussicht auf Piz Bernina und Piz Roseg. Phot. Helene Moser, Zürich.

## Nachts

Weh, daß ich schon erwacht —  
 Das war ein Traum so licht und schön!  
 Nun steht im Fenster schwarz die Nacht,  
 Und draußen weint der Föhn.  
 Wie lange, daß ich keine Nacht  
 An dich gedacht  
 Noch deine lieben Augen sah!

Nun wieder rufft du ferneher  
 Nach mir und bist mir heimlich nah  
 Und weinst und machst das Herz mir schwer.  
 Wo denn, in welcher fremden Stadt  
 Denkst du an mich, der einsam steht  
 Und der nicht Glück, nicht Heimat hat  
 Als dich, Elisabeth?

Hermann Hesse, Bern.

## Trewula.

Eine Erzählung von Ernst Zahn, Göschenen.

Nachdruck verboten.  
 Alle Rechte vorbehalten.

### IV.

Trewula sah und erfuhr viel Fremdes. Sie wohnte in Pracht und Herrlichkeit, saß auf einem Throne von Gold, schritt über Fliesen von Porphyrt und trug Geschmeide mit seltenen Edelsteinen, deren Wert Königreiche aufwog. Hundert Frauen dienten ihr. Unzählige Diener bogen vor ihr das Knie. Ritter kämpften um den Kranz aus ihren Händen. Und in ihren Sälen saßen fremde Spielleute und hatten Harfen und Lieder und eine wundersame Kunst, sie zu singen.

Trewula blieb dennoch, die sie immer gewesen. Prunk verwirrte sie nicht. Unterwürfigkeit schuf ihr nicht Hochmut. Ritterlichen Kampf und minnigliches Singen sah und hörte sie mit stillem Wesen, und doch waren die, denen sie für Sieg und Minnelied dankte, im Herzen seltsam bewegt, als ob ihnen etwas Feierliches geschehen.

Die alte Königin gewann sie lieb und wollte sie viel um sich haben. Sie sprach ihr von allem, was sie erfahren und getragen, von dem, was sie sann und hoffte und fürchtete, und Trewula war flug und verstand sie und wußte immer ein Wort, das Ungewißheiten erhellte.

Auch die Edeln liebten sie und das Volk, jene, weil sie nicht stolz, und diese, weil sie mildtätig war.

Sie vergaßen alle bald, daß sie einst eine Magd gewesen, oder glaubten zuletzt nicht mehr daran.

Soviel Neues aber auf sie eindrang und so viele Menschen ihr begegneten, im Grunde sah und hörte Trewula nur einen. Wenn er in ihrer Nähe war, freute sich ihr Blick an ihm, und wenn er sie verließ, so gingen ihre Gedanken mit ihm, bis er ihr wiedertam. Der eine war ihr Gemahl. Er gehörte ihr nicht mehr, wie er ihr auf der einsamen Burg gehört hatte, denn er hatte ein Tagewerk größer als das des Lastbeschwertesten seiner Untertanen. Er durchzog die Städte und Dörfer und ließ sich huldigen. Er warf die letzten Anhänger der Empörer nieder, richtete und strafte. Er überzog einen benachbarten Fürsten mit Krieg und kehrte als Sieger zurück. Dann begann er dem Lande neue Gesetze zu geben, baute ihm Kirchen und Schlösser und Wasserwerke. Dabei hatte er Mühe, die großen Gelehrten, die tapfersten Krieger, die herrlichsten Künstler um sich zu sammeln. Seine Zeit sprach von ihm als einem großen König und einem ins Uebermaß der Gaben gewachsenen Menschen. Immer ein wenig seltener wurden die Stunden, da er in die Kemenate der Königin Trewula trat, sich zu ihr setzte und sie mit seinen

Armen umschlang. Aber er liebte sie; denn sie hatte ihm einen schönen blonden Knaben geboren, und da alles Volk sie pries, war sie wie eine Hülfe zu seinem Glanze.

Er bewunderte sie auch noch immer; denn ihre klare Schönheit war vielleicht noch größer geworden. Es kam nur nach und nach eine kleine Haft in sein Wesen, als ob er nicht mehr Zeit zum Ruhen und zur Zärtlichkeit hätte.

Allein Trewula war genügsam, und wenn er — es mochte die früheste Morgenstunde sein — auszog, so lehnte sie am Säulenfenster ihres Gemachs und schwang ein Tüchlein ihm zum Gruß. Wenn sie mit ihrem Knaben allein war, so erzählte sie ihm vom Werden und Wachsen seines Vaters, von der einsamen Burg, die tief im Walde verborgen stand, und von der seltsamen Macht, die König Richmut über alle habe, die ihm nahen. Diese Macht nämlich trat immer mehr in Erscheinung. Jeder, der in seine Nähe kam, wurde von leidenschaftlicher Bewunderung für ihn erfüllt. Im Kriege hatte er sich durch Kraft und Tapferkeit allen überlegen erwiesen, allein weit mehr erwies sich seine Größe im Frieden.

Die Gelehrten sagten von ihm, daß er mit einer spielenden Leichtigkeit sich einen Einblick in ihre Wissenschaften verschaffte, die Künstler fürchteten sein Urteil, denn es war untrügbar. Er hatte eine glückliche Hand im Verspenden von Wohltaten, sodaß das Volk von seiner Barmherzigkeit sprach. Er führte einen prunkhaften Haushalt, dessen Glanz den Rittern ebenso gefiel wie den Handwerkern und Händlern, denen er Verdienst schaffte. Er ritt allein und furchtlos durch das Land und die Städte. Kinder erzählten mit leuchtenden Augen, daß er mit ihnen gescherzt. Arme zeigten die Hände, die er ihnen mit Gold gefüllt. Besonders aber lobten ihn die Frauen. Die einen rühmten sein schwarzes Haar und seine dunkeln blitzenden Augen, die andern seinen kühnen geschmeidigen Wuchs. Viele sagten, daß er der liebenswürdigste aller Gesellschafter sei, und manche meinten, in seinem Blicke liege eine bannende Gewalt, sodaß das Herz einem zu klopfen beginne, wenn sein Auge auf einem ruhe.

Trewula wußte, daß ihr Gemahl so war, wie sie ihn schilderten. Auch sie bewunderte ihn. Und wenn er bei ihr in der Kemenate saß, hielt sie seine Hände und streichelte sie gedankenvoll oder kniete wohl zu seinen Füßen und lehnte in Demut ihren Kopf an seine Knie.

Im Anfang seines Königtums brach, wenn er bei ihr war, in seinem Wesen dieselbe Leidenschaft hervor, die der Prinz einst gezeigt hatte. Er umschlang sein Weib und nannte sie seinen holden Feiertag, bei dem ihm still und friedvoll zu Gemüte werde.

Eines Tages, als sie so zu seinen Füßen saß, streichelte er ihr Blondhaar und fand eine kleine weiße Strähne an ihrer Schläfe.

„Siehe, dein Winter droht schon,“ sagte er halb im Scherz, halb wie erschreckt.

„Wir stehen nicht stille,“ antwortete Trewula und wies auf den Knaben, der am Fußboden spielte. „Siehst du nicht, wie er groß wird!“

Ein ander Mal berührte der König, sich zu ihr niederbeugend, ihren vollen Arm: „Du bist nicht mehr meine schlanke Gerte,“ sagte er.

Ein tiefes Erröten ging über Trewulas Züge und floß bis auf ihren weißen Nacken. Sie antwortete nicht, aber als Richmut gegangen war, saß sie lange mit müßigen Händen und großen staumenden Augen. Sie hörte immer noch des Gemahls Stimme. Und es schien ihr, als höre sie eine leise Enttäuschung oder Ungeduld darin läuten.

Der Knabe Edcl, dem ihr Schweigen auffiel und den ihre Nachdenklichkeit beunruhigte, kam und schmiegte sich an sie. Da erwachte sie, erhob sich und legte den Arm um seine Schultern.

„Was ist dir, Mutter?“ drängte er angstvoll; denn er sah zwei Tränen an ihren goldenen Wimpern hängen.

Sie stand ihm nicht Rede, aber sie wies mit der Hand aus dem Fenster und in die Ferne, wo weit über den Mauern der Stadt gelbe Felder sich dehnten. „Sieh,“ sagte sie, „wie alles zu Gold wird da draußen. Es ist nicht mehr Frühling jetzt.“

Das letzte Wort aber klang wie ein Seufzen.

Von diesem Tag an, so schien Trewula, wurden des Königs Besuche in ihren Gemächern noch seltener und flüchtiger. Sie forschte in seinem Gesicht und in seinen Augen und glaubte eine Unstetigkeit zu sehen, die früher nicht darin gewesen. Auch schien ihr, daß seine Wange fahler sei und ein kaum merkliches Zittern an seinen starken Fingern.

„Bist du krank, mein König?“ fragte sie ihn.

Er lachte laut und suchte ihre Sorgen wegzuschergen; aber sie sah, daß hinter seiner plötzlich hervorbrechenden Gesprächigkeit eine Angst lauerte, sie könnte weiterfragen.

In diesen Tagen trat des Königs Mutter in Trewulas Kemenate. Sie war kein seltener Gast; denn sie spielte oft mit dem Knaben, ihrem Enkel. Heute aber schien etwas Besonderes sie herzuführen. Sie erwiderte zerstreut Edcls Liebkosungen, und unter dem silbernen Haar trug ihre Stirn tiefe Furchen. Als sie neben Trewula stand, flüsterte sie ihr zu: „Schicke den Knaben in den Park und entlasse die Frauen. Ich habe mit dir zu reden.“

Trewula tat nach ihrem Wunsche.

Dann saßen die Königinnen einander gegenüber. Es war gegen Abend. Rote Wolken standen vor den Marmorbogen des Fensters. Es lag ein Schimmer wie von Blut auf dem Gesimse, und das Licht im Gemach glich dem Abglanz einer Brunst.

„Was dünkt dich von dem König, meinem Sohn?“ begann die Greisin.

Trewula legte die Hände um ein Knie und sah ins Leere. Sie antwortete: „Er steht auf dem Gipfel dessen, was Menschen erreichbar ist.“

„Er hat zu viel erreicht, Trewula, meine Tochter,“ fuhr die Greisin fort. „Erfolg macht trunken. Ich habe alles mit angesehen, und ich

kann dir sagen, wie es gekommen ist und weiter kommen wird.“

Die Königin zögerte, als warte sie, ob Trewula spreche. Als diese aber schwieg, fuhr sie fort: „Mein Sohn, dein Gemahl, hat zu viel Lob gehört. Sie rühmten Tag für Tag seine Taten.“

„Sie hatten wahrlich Ursache,“ unterbrach Trewula stolz.

„Sie hatten es,“ sprach die alte Königin weiter, „allein sie gewöhnten ihn so an Lob und Schmeichelei, daß er allmählich nicht unterschied, wenn sie rühmten, was keines Ruhmes wert war. Jetzt trinkt er ihre süßen Worte wie Gift und merkt nicht, wie es ihn betäubt. Er fühlt sich ein Gott und glaubt an seine Allmacht und daß ihm er-

laubt, was andern verboten. Ich rede davon, meine Tochter, damit du es wendest. Seine Mutter will er nicht hören. Vielleicht hört er auf sein Gemahl.“

Trewula sah vor sich nieder. Ihr Mund zuckte. „Meine Macht ist gering,“ sagte sie. „Du vergiffest, Königin, daß ich eine Magd war und daß die nicht gebieten darf, die also erhöht wurde. Aber ich will es versuchen!“ „Und,“ fügte sie hinzu, „wenn ihm die Schmeichler falsch wären und ihm darum ein Leid geschähe, so werde ich an seiner Seite sein, es mit ihm zu tragen.“

Sie erhob sich bei diesen Worten. Ihre Gestalt streckte sich, und aus ihren Augen brach ein Glanz, der wie lachende Kraft war.

(Fortsetzung folgt).

## Klaus Inzuben und seine Tochter.

Erzählung von Alfred Huggenberger.

(Fortsetzung statt Schluß).

Nachdruck verboten.  
Alle Rechte vorbehalten.

Als Konrad Merck weg war, stieg Hermine langsam in ihre Kammer hinauf. Sie streifte den Ring vom Finger und warf ihn auf den weißen Tischüberzug hin. Das kleine Soldatenbild legte sie dazu, ohne es noch einmal anzusehen, das Gesicht abwärts gekehrt. Hochatmend blieb sie eine Weile mitten in der Kammer stehen. Es war ihr, als sei eine Last von ihrem Leben genommen. Unbewußt kam jetzt ein Lächeln auf ihr Antlitz. „Glückzu, Taubenmoos,“ sagte sie leise zu sich selber.

Darauf setzte sie sich auf einen Stuhl neben das Bett hin und drückte das heiße Gesicht in die kühle Decke hinein.

Eben trat der Vater unten ins Haus. Einen Augenblick dachte sie daran, gleich jetzt hinunterzugehen und ihm alles zu sagen.

Nein. Das ging unmöglich an. Sein Zornausbruch müßte das ganze Haus in Aufruhr bringen. Die Brene erst, wie würde die ihrer giftigen Zunge den Lauf lassen! Und alles, jedes Wort bekäme der Pauli zu hören. Er war droben in seiner schmalen Kammer, sie wußte es.

Hermine legte sich einen Plan zurecht. Sie wollte morgen unauffällig weggehen, um bei ihrem Mutterbruder in Gräpnach Unterkunft und Rat zu suchen, der dann nach seiner wohlmeinenden Art gewiß alles so gut, als es eben möglich war, zu schlichten wußte.

Da hörte sie, wie Pauli die steile Windenstiege herabkam und langsam, wie zögernd an ihrer Kammer vorbeisritt. Schon bei der untern Treppe stehend, schien er sich zu besinnen. Er kam noch einmal zurück und klopfte an ihre Tür, erst leise und schüchtern, dann, als sie nicht Bescheid gab, etwas nachdrücklicher. Nun öffnete sie und trat zu ihm in den Gang hinaus, die Tür hinter sich zuziehend. „Was wollt Ihr?“ fragte sie kurz, mit einer gleichmütigen Sicherheit, die sie sich selber nicht zuge-  
traut hätte.

Er war sehr verlegen. „Ich bitt Euch nur ums Guthalten,“ sagte er und blickte dabei an ihr vor-

bei auf den mattgelben Lichtstreif, den die Abendsonne durchs schmale Gangfenster auf die weißgetünchte Mauer warf. „Es ist eine ganz einfältige Sache, und Ihr werdet drüber lachen.“ Er zog ein sorgfältig zugeklebtes Briefchen aus der Rocktasche, drehte es zögernd zwischen den Fingern, um es dann mit einem plötzlichen Entschluß wieder einzustecken. „Fast den ganzen Tag hab ich an dem Brieflein geschrieben. Aber jetzt weiß ich, es ist nichts recht gesagt darin. So etwas kann man gar nicht in einen Brief schreiben. Und ich glaube auch, Ihr wißt ja alles schon. Am ersten Tage schon habt Ihr mir's ansehen können...“

Sie sah, daß es schwer in ihm arbeitete. „Es ist mir jetzt recht, daß ich Euch wenigstens noch die Hand geben kann,“ fuhr er gedrückt fort, ohne sie anzusehen. „Meine Sachen sind schon aus dem Hause. Ich kann nicht mehr da sein, mit dem besten Willen, ich kann nicht. Es verwürgt mich, wenn ich zusehen muß...“

Er hielt inne und sah ihr mit einem warmen Blick in die Augen. „Es ist nicht bloß so eine Grille von mir, halt weil mir Euer Gesicht und Euer Tun gefällt. Ich weiß nicht, was es ist, ich meine immer, die andern sind gar nicht wie Ihr. Und der vom Taubenmoos...“ Er stockte und biß sich auf die Lippen.

Es war ihr ganz wunderbar zumute. Sie fühlte es förmlich, wie ihre Augen unter seinem Blick erblühten. Fast ohne daß sie selber darum wußte, öffnete sie die Tür ein wenig und wies auf den auf dem Tische liegenden Ring hin.

In diesem Augenblick ging unten die Küchentüre, die Brene kam raschen Schrittes die Stiege herauf.

Hermine hatte nur einen Gedanken: Die darf uns nicht zusammen sehen! Jetzt am allerwenigsten! Mit einer raschen Handbewegung schob sie Pauli in die Kammer hinein und schloß hierauf die Tür leise zu.

Draußen gellte ein triumphierendes Lachen. „So